

(Nachdruck verboten.)

22]

Esther Waters.

Roman von George Moore.

„Jim, Jim, lieber Jim, sag' jetzt nichts mehr; überlaß es nur mir. Esther, um meinwillen bleib bei uns; jetzt, im Unglück, ist es mir recht und billig, daß Du bei uns bleibst. Jim hat ja eigentlich nur die Wahrheit gesagt; mit dem besten Willen von der Welt können wir Dich nicht umsonst hier behalten; aber da Du bezahlen kannst, ist es sogar Deine Pflicht, hier zu bleiben, nicht wahr, Esther? Nun geh, gib ihm die Hand, und ich will schnell laufen, Dir ein Bett auf dem Sofa zurecht zu machen“ sagte die Mutter.

„Braucht sich nicht anzustrengen, mir die Hand zu geben, wenn sie nicht will,“ murzte Jim und paffte an seiner Pfeife. Esther wollte schon, aber der Troß in ihr erlaubte es nicht, sie konnte nicht zu ihrem Vater gehen und ihm die Hand geben, und die Sache hätte vielleicht doch noch ein schlimmes Ende genommen, wenn Jim nicht plötzlich, ohne ein weiteres Wort, den Hut aufgesetzt hätte und hinausgegangen wäre zu seinen Freunden. Sofort atmeten alle erleichtert auf. Die kleineren Kinder lachten und rannten vergnügt umher, und Jenny und Julie gingen zu Esther und baten sie ebenfalls bei ihnen zu bleiben.

„Natürlich bleibt sie,“ sagte Mrs Saunders. „Nun komm mit, Esther, komm und hilf mir, Dir ein Bett in der guten Stube zurecht zu machen.“

XIV.

Als Mrs. Saunders am nächsten Morgen in die gute Stube kam, schlief Esther noch fest. Mrs. Saunders blieb vor ihr stehen und betrachtete sie. Esther drehte sich plötzlich auf dem Sofa herum und sagte:

„Wieviel Uhr ist es, Mutter?“

„Es ist eben sechs Uhr, aber Du brauchst noch nicht aufzustehen. Du bist jetzt, während Du hier bist, Deine eigne Herrin, Du bezahlst ja für Deinen Aufenthalt.“

„O, ich darf aber nicht so faul sein, hier giebt's Arbeit genug, und ich will Dir dabei helfen.“

„Arbeit genug, ja, das weiß Gott! Aber warum sollst Du Dich damit plagen, die Du im siebenten Monat bist. Ich kann mir denken, wie Du Dich manchmal so schwer fühlst, daß Du am liebsten nicht vom Stuhl aufstehen möchtest. Obwohl man immer sagt, die, die bis zum letzten Augenblick am meisten arbeiten, haben es nachher am leichtesten. Ich kann das zwar von mir nicht behaupten.“

Beide schwiegen einen Augenblick. Esther ließ die Beine übers Sofa herabhängen und sah so in ihre Bettdecke gehüllt da.

„Uebermäßig bequem kannst Du auf dem Sofa auch gerade nicht schlafen,“ meinte Mrs. Saunders.

„Ach, du lieber Gott, wenn das alles wäre! Das Sofa ist schon bequem genug.“

„Du mußt nicht so mutlos sein, Esther. Manchmal wird 'ne Sache am Ende viel besser, als man am Anfang glaubt.“

„Das hast Du doch sicher noch nie gefunden, Mutter.“

„Ich vielleicht nicht, aber das will nichts beweisen. Jedenfalls muß man den Kopf oben behalten.“ So gab ein Wort das andre, und bald war Esther eifrig dabei, ihrer Mutter die ganze Geschichte mit William zu erzählen.

„Nein, Mutter, das ist kein Leben für ein Mädchen, das so erzogen ist wie ich, in Stellung zu gehen. So 'ne Stelle giebt's auf der Welt nicht, in der man so leben könnte, wie wir früher gelebt haben, das habe ich längst schon eingesehen. Mrs. Barfield gehörte selbst zu unsrer Gemeinde, und doch mußte auch sie sich das Bett und Trinken und Tanzen und alles gefallen lassen, und mußte ruhig zusehen, wie keiner in ihrem Hause an Gott auch nur dachte. Und da kann man nichts dagegen machen! Wenn man still und ruhig sein Gebet spricht, so rufen sie einem Spottnamen zu oder es steht plötzlich einer hinter einem und lacht und singt laut; na, da denkt man denn, man wird abends im Bett sein Gebet sagen; aber dann ist man meistens so müde, daß man einschläft, wie man sich noch kaum hingelegt hat; und so kommt man allmählich aus der Gewohnheit des Betens heraus. Und dann das Trinken! Wir

sind doch immer Temperenzler gewesen; aber nun denk mal, wie einem da immerzu angeboten und aufgenötigt wird, und um ihm einen Gefallen zu thun, sagte ich, ich würde auf das Wohl des Pferdes trinken. So fing die Geschichte an. Du, Mutter, kannst Dir gar nicht denken, wie das ist; Du hast nur gottesfürchtige Männer gekannt, bevor Du Deinen jetzigen heiratetest. Aber es sind eben nicht alle so gut wie Du, Mutter, und ich habe mir, weiß Gott, auch nichts Böses dabei gedacht.“

„Ein Mädchen kann niemals wissen, was ein Mann alles denkt; wir glauben immer von allem das Beste.“

„O, ich bin auch zu tadeln, sehr — aber . . .“

„Du wußtest nicht, daß er so gottlos sei.“

Esther zögerte.

„Ich wußte, daß er ebenso war, wie alle andern Männer; aber er sagte mir, — ja — er versprach mir — daß er mich heiraten würde.“

Mrs. Saunders gab hierauf keine Antwort, und Esther sagte:

„Das glaubst Du mir nun nicht, Mutter. Wie?“

„O ja, Liebchen, ich glaub' es Dir; ich mußte nur eben so nachdenken. Du bist meine Tochter; keine Mutter hat je 'ne bessere Tochter gehabt; und noch nie hat's ein besseres Mädchen auf der Welt gegeben.“

„Aber, Mutter — ich erzählte Dir doch eben —“

„Das braucht mir keiner zu erzählen, daß meine Esther kein schlechtes Mädchen ist.“

Mrs. Saunders sah da und nickte still vor sich hin, das Bild einer süßen, liebevollen, kritiklosen Mutter, und Esther begriff auf einmal völlig, wie selbstlos ihre Mutter sie liebte und wie sie jetzt an gar nichts andres dachte, als ihr in ihrer Not beizustehen. Beide schwiegen, und Esther kleidete sich an. Endlich sagte Mrs. Saunders:

„Du hast mir noch nicht gesagt, wie Dir Dein Zimmer gefällt; sieht es nicht sehr hübsch aus? Jenny hat die Bilder da hingehängt, um ein bißchen Leben hineinzubringen,“ sagte sie und deutete auf die paar armeligen kolorierten Beilagen irgend einer illustrierten Zeitung, die an der Wand hingen.

Als Esther angekleidet war, räumte sie ihr Zimmer auf, und als das fertig war, bestand sie darauf, ihrer Mutter in der Wirtschaft zu helfen.

Nachmittags sah sie mit ihren Schwestern und half ihnen mit den Kunden; sie stopfte das Papier in die Formen, klebte es fest, oder schnitt nach Bedarf zu. Um fünf Uhr, wenn die Kinder ihren Thee getrunken hatten, ging sie mit ihrer Mutter ein wenig spazieren. Mitunter schlenderten sie zur Victoria-Station hin und belustigten sich an dem nie endenwollenden Trubel und Treiben dort; oder sie wanderten die Buckingham Palace Road hinunter und betrachteten die Auslagen in den Ladenfenstern. Diese Spaziergänge waren für beide ein trauriges Vergnügen. Die Mutter hatte lange Jahre hindurch endlose Leiden, Mühen und Plagen zu ertragen gehabt und fühlte, wie ihre Kräfte nun langsam unter dem Gewicht dieser Last, die immer schwerer ward anstatt leichter, nachgaben. Die Tochter blickte mit einer Art nervöser Furcht in die nächstliegende Zukunft und mit Kummer auf die Vergangenheit zurück. Aber die Liebe zwischen ihnen beiden blieb stets die gleiche. Kamen sie an eine gefährliche Straßenkreuzung, in die Nähe eines Menschengewühls, oder kam ihnen ein leichtsinnig daherschreitender Mann entgegen, so warf sie sich stets vor ihre Mutter, um sie zu beschützen; und mehr als ein Vorübergehender wandte den Kopf zurück und blickte dem Paare nach. Sie sprachen nur wenig auf diesen Spaziergängen, meist schritten sie schweigend nebeneinander her, und nur hie und da deutete ein kurz abgerissener Satz an, was sie während der Zeit in ihren Köpfen verarbeiteten. Eines Tages bemerkte Mrs. Saunders in einem Schaufenster Flanell und Kinderzeug, und sie sagte zu Esther:

„Du mußt nun anfangen, an Dein Kinderzeug zu denken, Esther; es wird Zeit. Man muß immer etwas zu früh fertig sein, weil man nie weiß, was kommen kann.“

Die Worte erschreckten Esther fast, denn durch diese sah sie plötzlich ihr bevorstehendes Schicksal sich ganz dicht vor Augen gebracht. „Ja,“ wiederholte die Mutter, „man weiß nie vorher, wie die Dinge kommen werden, selbst ich, die ich's doch so oft schon durchgemacht habe, bin noch immer ein bißchen nervös; und wenn die Schmerzen über mich kommen, so seh'

ich mich in der Küche um und denke: Wer weiß, vielleicht siehst du dieses Zimmer nun nie wieder!"

Sie sagte diese Worte leise zu Esther, während die Frau im Laden die gewünschten Dinge herunterlangte.

"Hier," sagte sie, "ist das Kleidchen; gutes Zeug, kostet anderthalb Schilling; hier ist der Planell, kostet anderthalb Schilling das Meter; und hier die Hemdschen, einen halben Schilling das Stück."

"Das mußt Du alles nehmen, Liebchen, und wenn Baby am Leben bleibt, mußt Du nachher noch ein paar dazu kaufen!"

"Am Leben bleibt . . . o, Mutter, warum soll es das denn nicht?"

Die Besitzerin des Ladens lächelte, und Mrs. Saunders sagte zu ihr:

"Die, die nichts davon wissen, sind immer voller Hoffnung."

Die Frau sah Esther an, seufzte und fragte, ob die junge Dame ihre erste Entbindung erwarte.

Mrs. Saunders nickte und seufzte, und die Frau fragte sie, ob sie nicht auch Babysachen brauche. "Nein," sagte Mrs. Saunders, "ich habe alles noch im Hause."

Als das Paket fertig war und sie gehen wollten, sagte Esther:

"Weißt Du, Mutter, ich könnte mir eigentlich noch mehr Zeug kaufen und die übrigen Sachen selbst anfertigen, des Nachmittags, wenn ich doch nichts zu thun habe; das würde mir viel Freude machen."

"Wir haben sehr gutes Zeug zu Kleidern für sechs einen halben Pence das Meter."

"Nimm drei Meter, Esther; wenn dem Baby auch etwas passieren sollte, das Zeug kann man immer brauchen; und nimm auch drei Meter Planell; wie teuer ist der Planell?"

Die Frau nahm ein großes Paket in stumpfem, gelbem Umschlag herunter und sagte:

"Wir haben hier ausgezeichneten Planell für zehn Pence das Meter."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Pastors Pferdekauf.

Von Peter Kronborg.

Es war in Jöhnen.

Der Pastor war selbst zu Markt gezogen, um sein Pferd, den alten Braunen, zu verkaufen.

"Nur mit schwerem Herzen trennt man sich von solch einem treuen Tier," sagte der Pastor.

Aber leider war es zu schwer geworden und darum nicht mehr recht zu gebrauchen.

Es war eben ausgespannt, und der Pastor stand im Gasthof und überlegte, ob er erst frühstücken und dann auf den Pferdehandel gehen oder erst auf den Pferdehandel gehen und dann frühstücken sollte.

Er entschließt sich, erst zu frühstücken, und bestellt ein Beefsteak mit drei Spiegeleiern.

In demselben Augenblick tritt Pferdehändler Mortensen ins Gastzimmer und begrüßt den Pastor.

"Guten Tag, Herr Pastor! Ich höre, Herr Pastor wollen sein altes Wagenpferd verkaufen? Wieviel verlangen denn der Herr Pastor für solch eine alte Dame ohne Lauffchein?"

"Ja, mein lieber Mortensen, sehen Sie, unter 300 Kronen möchte ich es nicht hergeben."

"Ach so", meinte der Pferdehändler, indem er den Erstaunten spielte, "Sie wollen also alle beide verkaufen?"

"Wie? alle beide? 300 Kronen für das eine meine ich."

"So, so, na dann bitte ich um Entschuldigung. Also dreihundert Kronen. Donnerwetter! Ich . . . hm! hm! . . . ich dachte, es wäre für die beiden zusammen. Ich glaube, da muß der Herr Pastor heruntergehen . . . Zweihundert Kronen könnte ich allenfalls geben."

Der Pastor überlegte einen Augenblick.

"Sie mögen recht haben, mein lieber Mortensen! Nehmen Sie die Stute mir in Gottes Namen für zweihundert Kronen, aber behandeln Sie sie gut. Es ist ein treues Tier."

"Ja," sagte der Pferdehändler zögernd, "es handelt sich nun noch darum, ob der Herr Pastor mir versichern kann, daß sie keine verborgenen Fehler hat. Ihr Knecht, der Andres, sagte mal so was von Zufällen, die sie manchmal haben soll —"

"Zufälle — Zufälle?" machte der Pastor erschrocken. "Ja, ist Andres denn verrückt? Zufälle soll sie haben?"

"Ja, nein, ich meine, daß sie mitunter dumm im Kopfe wird, nicht recht ihren vollen Verstand hat. Kann der Herr Pastor dafür garantieren?"

"Garantieren? I wo . . . nein, mein Vester! Darauf lasse ich mich nicht ein . . . unsre Fehler haben wir alle, wir Menschen so gut wie die Pferde, wiewohl man natürlich bei Tieren nicht von Sünde sprechen kann, wenn auch die Tiere das Gepräge dieser vergänglichsten Welt an sich tragen . . . hm! . . . ja so haben sie doch kein Sündenbewußtsein, und darum auch nicht . . . na ja, hm! . . . Nein, und noch einmal nein! Garantieren kann ich nicht, nein . . . Freund, ich kann Ihnen nur sagen, daß die Stute nach meinem Dafürhalten ein brauchbares . . ."

"Beefsteak mit Spiegelei, Herr Pastor!" meldete der Kellner.

"Ja," machte der Pferdehändler, indem er plötzlich einen kühlen, sachlichen Ton anschlug, "wenn der Herr Pastor nicht garantieren kann, muß er das Pferd lieber an einen Schlächter verkaufen." Der Pastor zuckte sichtlich zusammen. "Na schließlich," fuhr Mortensen, gleichsam einleitend, fort, "ich habe nun einmal geboten: also, um zum Schluß zu kommen — 150 Kronen für das Pferd, und keinen roten Heller mehr!"

"Ist es Ihre Ueberzeugung, Ihre ehrliche Ueberzeugung, daß das Tier nicht mehr wert ist?"

"Sicher! Mein Gott, 'n altes Tier! Sicher ist das meine Ueberzeugung."

"Die Spiegeleier werden kalt, Herr Pastor," mahnte der Kellner.

"Na, mein lieber Mortensen, dann nehmen Sie es also für 150 Kronen, aber, nicht wahr, Sie sorgen dafür, daß das Tier an einen Ort kommt, wo es wirklich gut hat, das alte, treue Tier!"

Der Handel wurde mit einem kräftigen Händedruck abgeschlossen.

"Abgemacht also," sagte der Pferdehändler. "Dürfte ich den Herrn Pastor nun auf einen kleinen Schluck einladen?"

"Danke, nein, mein Lieber. Danke, danke!"

"Na also denn! Damit holte Mortensen seinen Geldbeutel heraus, bezahlte dem Pastor, was er ihm schuldig war, und die Sache war erledigt."

Mortensen begab sich unverzüglich zu dem eben eingekauften Braunen, um ihn präsentabel zu machen — stützte ihm den Schwanz, focht die Mähne ein, pugte und striegelte ihn und legte ihm einen weißen Halfter an. Und eine Stunde später war er unter den übrigen Pferden des Hofstamms zum Verkauf ausgestellt.

Als der Pastor noch bei seinem Beefsteak saß, betrat sein neuer Nachbar, der Gutsbesitzer war und soeben von der landwirtschaftlichen Hochschule gekommen war, die Gaststube.

Sie sprachen von dem eben abgeschlossenen Handel. Der Pastor erklärte, wie hilflos und ungeschickt er sich dabei vorgekommen sei.

Der junge Gutsbesitzer hielt mit der Meinung nicht zurück, der Pastor hätte zu wenig für den Braunen bekommen, und erbot sich, ihm bei dem Ankauf eines neuen Pferdes behilflich zu sein.

Mit Dank nahm der Pastor die angebotene Hilfe an, und man faßte folgenden Plan: der Pastor sollte sich die Pferde auf dem Markt ansehen und dasjenige bezeichnen, das ihm am besten gefiele, — hernach würde der Gutsbesitzer den Handel abschließen.

Sie gingen also zusammen auf den Markt und nahmen die Pferde in Augenschein. Als sie an eine größere Koppel kamen, zeigte der Pastor auf ein Pferd und meinte, das würde wohl etwas für ihn sein.

"Aber vor allem muß es weder wild noch scheu sein!"

"Ja, es sieht wirklich aus, als könnte es passen," sagte der in der Landwirtschaft bewanderte junge Gutsbesitzer. "Ueberlassen Sie die Sache nun ruhig mir! Gehen Sie lieber ganz hier fort, die Spitzhuden verlangen gleich mehr, sobald sie Wind davon haben, daß Sie der Käufer sind."

Der Pastor ging weiter, als ginge ihn die Sache nichts an, und der junge Landmann untersuchte mit kundiger Miene das Tier. So gleich machte sich der Besitzer der Pferde an ihn heran:

"Morgen, Herr Gutsbesitzer!"

"Guten Morgen! Hören Sie mal, ich möchte ein Wort mit Ihnen reden über diese Stute hier."

"Zu dienen, Herr Gutsbesitzer."

"Es ist doch wohl ein reelles Pferd und hat keine Wunden im Kopf, was?"

"Ein ganz reelles, zuverlässiges Pferd, und keins von den wilden — nein, nein, durch und durch reell, geht als Einspänner und zweispännig, sogar vor einer Maschine."

"Schön! Was soll das Tier kosten?"

"325 Kronen, allerbilligst."

"Na, hören Sie, für 300 Kronen kriege ich's überall. . . Also 300 Kronen, was?"

Der Pferdehändler that sehr entrüstet, verschwor sich, er verkaufe mit Schaden, aber schließlich, dies eine Mal wolle er eine Ausnahme machen.

Der Handel wurde also abgeschlossen.

"Wollen Sie nun so gut sein," sagte der junge Landmann mit pfliffigem Lächeln, indem er dem Pferdehändler den bedungenen Kaufpreis auszahlte, "die Stute nach dem Gasthof zum Löwen bringen zu lassen; sie ist nämlich für den Herrn Pastor."

„Für den Herrn Pastor? Ja, wenn ich das gewußt hätte...“ sagte der Pferdehändler, stichtlich verwirrt. „Ja, also dann muß ich den Herrn Gutsbesitzer bitten, dem Herrn Pastor zu sagen, er muß gut gegen das Tier sein und es mit Liebe behandeln. Ja, denn ich habe versprochen, dafür zu sorgen.“

Im Gasthof nimmt der Pastor das neue Pferd in Empfang. Der junge Landwirt rühmt die Muskelpartie, den Bau und den fabelhaft billigen Preis.

Der Pastor ist zufrieden und sehr dankbar. Das Tier scheint wirklich gutartig zu sein, es ist gleich ganz zutraulich und beschnebert den Pastor mit dem Maul. Er freut sich über das Glück, ein Pferd gefunden zu haben, das so gut zu seinem alten paßt.

Jetzt kommt sein Knecht Andres dazu.

„Na, Andres, wie gefällt Dir denn unser neues Pferd?“

„Nanu, Herr Pfarrer, das soll doch wohl nicht unser neues Pferd sein? Ree!“

„Na was denn sonst, lieber Andres?“

„Ree, das is es nicht... das hier, das is ja unsre alte Liese, der man bloß der Schwanz abgeschmitt'n is!“

Wie zur Bekräftigung redete Liese zutraulich den Hals nach Andres und zwipfte ihn am Nack.

Der Pastor und der junge Gutsbesitzer standen wie vom Donner gerührt, sahen sich gegenseitig an und schienen die Sprache verloren zu haben...

(Nachdruck verboten.)

Von der Waldschnepfe.

Schon darüber ist man sich nicht einig, ob die Waldschnepfe nur eine einzige Art darstellt oder ob ihr zwei verschiedene Arten zuzurechnen sind. Unleugbar ist es, daß es der Größe nach kleinere, größere und ganz große Schnepfen giebt und daß auch die Färbung Abweichungen aufweist. Fast immer treffen die kleineren Schnepfen oder Dornschnepfen zuerst ein, deren Färbung mehr ins Graue spielt, und die wegen ihrer bläulichen Ständer vom Jäger auch als Blausüße oder wegen ihrer früheren Ankunft als Quartiermacher bezeichnet werden. Sie stehen rascher vom Boden auf, halten weniger gut den Vorstehhund aus, streichen schneller und quarren seltener. Die größeren Schnepfen oder Eulentöpfe besitzen eine vorherrschend gelbbraune Färbung und fleischfarbene Ständer. Die Bezeichnung Eulentopf verdanken sie ihren herausstehenden großen Augen, die man nicht nur im Liegen fast stets zuerst erblickt, sondern die man oft auch ganz deutlich im Fluge bemerkt. Der Eulentopf steht geräuschvoller als die Dornschnepfe auf, hält den Hund besser aus, streicht namentlich an warmen Tagen langsamer und eulenartig und quarrt häufiger und lauter. Man könnte daran denken, daß, da wesentlich höhere Merkmale für die Unterscheidung von Männchen und Weibchen nicht existieren, die kleineren Dornschnepfen-Männchen sind, die, wie es so vielfach in der Vogelwelt ist, den Weibchen oder Eulentöpfen vorzuziehen. Allein die anatomische Untersuchung hat gezeigt, daß beide Geschlechter wechselnd unter Dornschnepfen und Eulentöpfen vertreten sind. Die Aufrechterhaltung zweier getrennten Arten wird dadurch erschwert, daß zwischen Dornschnepfen und Eulentöpfen auch noch Uebergangs- und Mischformen beobachtet werden, die ihrer Größe und Färbung nach weder zu der einen noch zu der andern Gruppe gezählt werden können. Von den Verecktern einer einzigen gemeinsamen Art werden zur Deutung der Abweichungen zwischen Dornschnepfen und Eulentöpfen verschiedene Erklärungen herangezogen. Zum Teil hält man die kleineren Dornschnepfen für jüngere Tiere, bei denen sich der blaugraue Ton der Ständer erst später in die Fleischfarbe abändert. Andererseits wird angenommen, daß die Dornschnepfen im hohen Norden ausgetrieben sind und unter dem Einfluß des Klimas in ihrer Entwicklung zurückgeblieben sind. Die Mehrzahl der Schnepfen überwintert im nördlichen Afrika, ansehnliche Scharen beziehen aber auch das Winterquartier in Kleinasien, Griechenland, Italien und Spanien. Man hat nun darauf hingewiesen, daß in diesen letzteren Ländern die Ernährungsverhältnisse in der früheren Jahreszeit immerhin ungünstiger liegen dürften als in den afrikanischen Gebieten, und daß die Kleinheit der Dornschnepfen auf die schmale Kost in dem europäisch-asiatischen Winterquartier zurückzuführen sei. Die Eulentöpfe dagegen lehrten aus Afrika zurück, wo sie sich bei der reicheren Nahrung kräftiger entwickelt hätten. Vielleicht liegt die Sache so, daß die Dornschnepfen hauptsächlich aus Gegenden des hohen Nordens stammen und zugleich auch in den südllicheren Ländern Europas überwintern. Unter der Zusammenwirkung beider Umstände schreitet ihre Entwicklung anfänglich weniger rasch vorwärts, bis sie dann doch allmählich im zweiten Jahre die Größe der Eulentöpfe erreichen. Dann würde es sich auch erklären, warum die Dornschnepfen überwiegend zuerst eintreffen. Der Weg aus dem Süden bis zu uns ist kürzer. Während noch die Eulentöpfe wandern, sind die Dornschnepfen bereits in unsre Breiten vorgezogen. Zugleich haben sie aber bis zu ihren nördlichen Brutplätzen noch gewaltige Strecken zurückzulegen. Es hätte daher ein früher Aufbruch aus den Winterquartieren für sie den Vorteil, daß sie rechtzeitig nach ihren heimatischen Sommerstätten gelangen.

Bei rauher Witterung ziehen die Schnepfen stumm und lautlos dahin. Nur an lauen Frühlingsabenden, wenn sie sich in behaglicher Stimmung befinden, lassen sie ihre Stimme erschallen. Der gewöhnliche Ruf ist ein scharfes, hohes „Pffiep, pffiep“. Der Jäger bezeichnet diesen Ton als Püßen. Völlige Uebereinstimmung herrscht aber schon hierbei nicht. Denn teilweise wird das Püßen mit „Pffwit, pffwit“ wiedergegeben. Daneben hört man noch ein Quarren oder Murksen, das tief und dumpf aus der Kehle kommt und als Balzlaut der Männchen aufgefaßt wird. Meist wird es mit einem „Quarr“ verglichen, aber andre Waidmänner erklären, ein „Iworr, iworr“ herauszuhören. Verfolgen mehrere Männchen ein Weibchen und stehen sie dabei heftig aufeinander, so wird noch ein schnelles „Swit, swit, swit“ vernommen. Während man auf der einen Seite glaubt, daß diese Töne von den eifersüchtigen Männchen ausgestoßen werden, deutet man sie auf der andern Seite als einen kokettierenden Lockruf des Weibchens.

Verschiedentlich ist behauptet worden, daß die Schnepfe bei der Nahrungssuche oder beim Wurmten, wie es in der Jägersprache heißt, ein gurgelndes, schnurrendes Geräusch hervorbringe, um dadurch die Regenwürmer, ihre hauptsächlichste Nahrung, in Alarm zu setzen. Hiergegen hat sich indessen starker Widerspruch erhoben, der das gurgelnde Geräusch in das Gebiet der Fabel verweist. Fest steht, daß die Schnepfe in dem Erdreich mit dem Stecher zahlreiche Löcher bohrt, ehe sie einen Regenwurm herauszieht. Diese Bohrlöcher hat man als Vorkehrungen aufgefaßt, den Regenwürmern einen Weg zur Oberfläche zu verschaffen, ähnlich jenen Bohrgängen, welche sie selbst anlegen. Es würde sich in diesem Falle um eine wohlüberlegte Vorkehrung der Schnepfe handeln, die Beute leicht und bequem abzufangen. Obwohl die Schnepfe als ein kluger Vogel angesehen werden darf, ist ihr eine derartig planmäßige Ueberlegung doch kaum zuzuschreiben. Man hält denn auch das vielfache Bohren nur als Versuche, um die Regenwürmer in der Erde in Bewegung zu bringen und ihren Sitz sicherer zu entdecken.

Hiermit stimmen auch die Beobachtungen des Tiermalers L. Bedemann an einer gefangenen Schnepfe überein. „Die Schnepfe“, heißt es in seiner Schilderung, „nahm von dem neuen Terrain anfänglich gar keine Notiz, als ich aber das Erdreich mittels eines Stöckchens bewegte, richtete sie plötzlich den Hals auf und rannte dann rasch der betreffenden Stelle zu. Als sie trotz allem Spähen nichts Lebendiges entdecken konnte, spazierte sie langsam hin und her, den Schnabel dicht über den Boden tragend und ihn bald hierhin, bald dorthin, vor und neben sich in das weiche Erdreich drückend. Der völlig geschlossene Schnabel ward dabei in der Regel kaum einen halben bis einen ganzen Zoll tief in den Boden gesenkt und rasch wieder herausgezogen. Es war weder ein Bohren noch Haden zu nennen, und in kurzem war das kleine Terrain mit einer Anzahl kleiner, glatter Löcher gleichen Umfanges übersät. Endlich mußte sie wohl die Bewegung eines Wurmes durch das Gefühl entdeckt haben, denn sie hielt in ihrer Wanderung inne, drückte plötzlich den Schnabel bis fast an die Wurzel in den Boden und verharrte in dieser Stellung, während die großen, glänzenden Augen aufmerksam die nächste Umgebung überpähten. Der Wurm hatte sich inzwischen wahrscheinlich zurückgezogen, denn im nächsten Moment riß die Schnepfe den Schnabel wieder leer heraus und fuhr blitzschnell in der Entfernung von drei bis vier Zoll mit Sicherheit wieder in die Erde. Der Schnabel stach in schiefer Richtung in den Boden und war kaum einen Zoll lang sichtbar. Jetzt kam ein Ruck aufwärts, ein zweiter verstärkter Ruck wird sogar mit heftigem Flügelschlag begleitet, und der Wurm windet sich in der Pinzette des geschlossenen Schnabels in wunderlichen Knäueln und Schlingungen. Ein heftiges Hin- und Herschleudern hemmt den Widerstand des Wurmes, er hängt bereits ziemlich schlaff herab, als ihn nochmaliges Schleudern oder richtiger ein einziger derber Seitenschlag plötzlich in zwei gleiche Hälften zerlegt, welche nun sofort verschlungen werden.“

Die Schnepfe gehört zu denjenigen Vögeln, welche zuweilen ihre gefährdeten Jungen aus dem Neste fliegend fortragen. Auf welche Weise aber der Transport bemerkstelligt wird, darüber gehen die Meinungen noch immer auseinander. Sicher beglaubigt ist, daß das Junge von der Mutter zwischen die Ständer geklemmt wird. Außer andern Gewährsmännern bezeugt diese Transportart der östreichische Forstkontrollor Großbauer. „Wir hatten soeben“, berichtet er, „einen im Buchenausschlag liegenden Stamm gemessen, als mich der Forstwart aufmerksam machte, daß mein Vorstehhund feststehe. Gleich darauf stand kurz vor dem Hunde eine Waldschnepfe auf, strich etwa 100 Schritt weit fort und lehrte zu unserm Erstamen wieder um, strich gerade auf uns zu, holte sich vor unsern Augen, sozusagen aus unsrer Mitte, ein Junges vom Boden und strich dann wieder davon. Diese Scene wiederholte sich noch zweimal, vielleicht innerhalb fünf Minuten. Drei Junge trug die Schnepfe vor unsern Augen davon. Dabei war kein Lockruf zu vernehmen, und man mußte stannen, wie schnell die Alte die Jungen, die schon die Stärke einer Singdrossel hatten, mit den Ständern packte und nach Art eines Raubvogels damit abstrich.“ Andere ebenso glaubwürdige Augenzeugen bekunden indessen, daß die Mutter das Junge zwischen Stecher und Ständern eingeklemmt. Außerdem wird noch davon berichtet, daß die Schnepfe das Junge mit dem Stecher gegen den Hals drückt, und sogar im Stecher soll sie es angeblich davontragen. Wahrscheinlich wählt die Schnepfe eine je nach der Größe und Schwere des Jungen verschiedene Transportart. Ist das Junge noch klein und leicht, so genügt die Einklemmung zwischen Stecher und Ständern oder Stecher und Hals,

Ist es aber schon größer und schwerer, so muß es mit den Ständen umklammert werden.

Die Waldschnepe ist nicht das einzige unsrer heimatischen Tiere, in deren Lebensweise noch so manches unsicher und unklar ist. — Otto Schirmer.

Kleines feuilleton.

— Ein Pantoffelheld, dem einmal die Geduld riß. Ueber eine vor dem Bezirksgericht Wieden in Wien stattgehabte Verhandlung berichtet das „Neue Wiener Tageblatt“:

Richter (zum Justizwachmann): „Rufen Sie das Ehepaar Martin und Hedwig B.“

Die Frau tritt zuerst ein, mit energischem Schritte; er ängstlich dicht hinter ihr.

Richter (zum Manne): „Geben Sie Ihre Generalien ab!“

Die Frau: „Er ist im Jahre 1857 geboren, nach Wien zuständig!“

Richter: „So lassen Sie doch Ihren Mann reden! (Zum Manne): Sind Sie schon einmal vorbestraft?“

Die Frau (energisch): „Nein!“

Richter: „So lassen S' doch Ihren Mann reden!“

Der Mann aber scheint die Sprache verloren zu haben. Zerknirsch, als wäre es eine Garbinenpredigt, hört er die Anklage an, die ihm zur Last legt, er habe seine Frau nach einem Wortstreite zu Boden geworfen, mit Füßen getreten und mißhandelt.

Angellagerter: „Bitt', Herr Richter, ich hab's lang' ausgehalten, bin stad (still) g'wesen; aber endlich is mir die Geduld gerissen. Ich hab's g'haut. (Behmütig:) Aber so net, das is ehnder übertrieben.“

Richter: „Wissen Sie, daß das eine Noheit ist? Nicht einmal einen Hund behandelt man so, viel weniger seine angetraute Frau!“

Die Frau erklärt dann, indem sie dem Manne einen strengen Blick zuwirft, ihm diesmal noch verzeihen zu wollen. Sie entschlägt sich der Zeugenaussage und ermöglicht so den Freispruch des Angellagten.

Richter (zu dem Manne): „Aber ich warne Sie! Für diesmal geb' ich Ihnen nur einen Verweis.“

Der Mann (sich links verbiegend): „Danke, bitte, ich werd's nicht mehr thun.“ Und die Frau wirft ihm im Hinausgehen einen Blick zu: „Ich möcht's Dir auch nicht raten!“

Theater.

Trianon-Theater. „Das erste Gebot“. Drei Akte von Edmond Sée. „Der Dieb“. Satire in einem Akt von Oktave Mirbeau. — Das Stück von Edmond Sée hat einige Unterscheidungsmerkmale gegenüber dem gewöhnlichen Pariser Schwant: es fehlt die übliche Hezjagd der Verwechslungen. Ein Advokat, in Scheidungssachen Spezialist, bricht eine Lanze für die Frauen und erklärt — in jener Schwantwelt eine unerhörte Paradoxie —, das schöne Geschlecht besäße einen angeborenen Hang zur Treue, der Ehemann ist diesmal gar nicht lächerlich und von seiner, nach einigen Seitenprüngen reuig zu ihm zurückkehrenden Gattin wird wenigstens gesagt, sie habe einen offenen und stolzen Charakter. An Stellen scheint es, daß dem Autor so etwas wie der Plan einer rätsonnierenden Charakterkomödie vorgeschwebt hat. Doch es bleibt bei schwachen Ansätzen und die Lücken werden mit reichlicher Zuhilfenahme der traditionellen Posseningredientien ausgefüllt.

Der „Indiskrete“, heißt im Französischen der Titel. Herr Lucien Rivolet, der Günstling, dem Madame Therese, der „stolze und offene Charakter“, darum, weil der arbeitjame Gemahl sie durch Unempfindlichkeit gegen ihre Parfüms usw. beleidigt, ihr Herz geschenkt hat, ist die gelungenste Figur des Stückes: ein jugenheftiger, eifriger und drollig-naiver Prahlhans, mit dem die Zunge alle Augenblicke durchgeht. „Du sollst nicht reden von Deines Nächsten Weib, wenn Du ihrer begehrst“, dies Anstandsminimum der Unanständigkeit, das der Advokat dem Unvorsichtigen als erstes Gebot einschärft, empfindet der als ganz unmöglichen Zwang seiner freien Persönlichkeit. Mit Lächeln, Augenzwinkern, zwei- und eindeutigen Worten hat er so ziemlich „ganz Paris“ von seiner Eroberung in Kenntnis gesetzt. Er versteht nicht recht, wie ihm Therese dies Vergnügen der Publicität, durch das sein Selbstbewußtsein sich so angenehm gekräftigt fühlt, im Ernst mißgönnen kann. Seine Eifer sucht giebt seiner Indiskretion nichts nach. Einen ernsthafteren Verehrer, zu dem Therese, die Schattenseiten ihres ersten Mitters allmählich doch erkennend, sich befehrt hat, heißt Rivolet mit seinen Redensarten aus dem Hause; und auf ihn nun als einzige Reserve angewiesen, wird es der Dame hange vor der Scheidung. Geschehen ist noch nichts. Dem schwer begreifenden Gatten bringt der gefällige Advokat nun bei, woran er es habe fehlen lassen, nämlich an der Parfüm- und Toilettenbewunderung, an delikaten Klüssen auf das Haar und auf den Nacken, in Summa, „an der Poesie der Liebe“. Nach dieser rasch in Praxis ungesetzten Erkenntnis steht dem Eheglück nichts mehr im Wege und Rivolet, der Heiratskandidat, wird vor die Thür gesetzt.

Es wurde viel gellacht. Herr Junkermann spielte die

Rolle des Abgeblühten mit trocken-lustigem Humor, Helene Fehdmer in diskreter seiner Auffassung die der Therese.

Die Diebes satire des anarchistisch schillernden Oktave Mirbeau enthält, wie seine Hochfinanz-Satire „Geschäft ist Geschäft“, die das Deutsche Theater in dieser Saison auführte, einige grimmige Wahrheiten, bleibt aber hinter dieser sonst weit zurück. Der burleske Einfall ist zu weit ausgepömmen, entbehrt zu sehr der überraschenden Steigerung, als daß die krasse Unmöglichkeit der Situation nicht doch am Ende peinlich empfunden werden sollte. Das Dietrichshandwerk, das, so hoch qualifizierte Leistungen, so viel Geschick, Mut, Geistesgegenwart es verlangt, in der bürgerlichen Gesellschaft sich democh nicht der geringsten Achtung erfreut, wird hier von einem Gentleman in Frack und Cylinder, dem ein Lafai den Koffer zur Vergung des erbeuteten Gutes nachträgt, mit allem Anspruch auf die schuldige Verurteilung ausgeübt. Der Herr, der den Salon des alten Börseaners einer nächtlichen Inspektion unterwirft, kommt geradenwegs aus dem Klub. Als gediegener Kenner mustert er die Kunstschätze, die etwa des Mitnehmers würdig, und vertieft sich, während der Diener sie verpackt, dann in das Studium der Wertpapiere. Ein Geräusch weckt den Besizer; im Schlafrock, schlotternd vor Angst, einen Revolver vor sich haltend, tritt er herein. Die vollendete Eleganz des Diebes hilft dem Alten aber über die Schwierigkeit der Situation hinweg, er setzt sich neugierig bewundernd zu dem fremden Herrn und läßt sich erzählen. Stehlen muß ein anständiger Mensch ja doch, es ist also ehrenwert, das Princip auch offen zu bekennen und in seiner reinsten Gestalt zu praktizieren. Diese These, die dem Börseaner erst ein wenig wunderbarlich erscheint, weiß der Gast, indem er ihn an seine eigne Börsepraxis erinnert, ganz plausibel zu machen. Seiner früheren Gaunereien gedenkend, lüchelt der Alte bald vergnügt in sich hinein. Und ist's nicht überall so, wenn man viel Geld machen will — im Journalismus wie in der Politik? Ein pikantes Hörtörchen, das der Einbrecher am Schluß erzählt, gewinnt ihm völlig das Herz des Alten. Der Polizist wird fortgeschickt und unter gegenseitigen Hochachtungsbeteuerungen nehmen die Herrschaften von einander Abschied.

Die Darstellung der Scene durch Junkermann (Dieb) und Laurence (Börseaner) war ausgezeichnet. — dt.

Humoristisches.

— Nach dem Freispruch. A.: „Werden alle Strafgefangenen in Deutschland gleich behandelt?“ B.: „Na, so praeter Prosper.“

— Auf schiefer Ebene. Major: „Gestatte mir, Herr Oberst gehoramt darauf aufmerksam zu machen, Lieutenant v. Blingen s'christkellert.“

Oberst: „Aber, bester Herr Major, der hat ja nur sehr anerkennenswerte Artikel für das „Militär-Wochenblatt“ geschrieben.“

Major: „Verzeihen, Herr Oberst, so fängt das Unglück immer an.“

— Streng Vorsizender des vegetarischen Vereins (zu dem sich meldenden neuen Mitgliede): „Bevor ich Sie in unsern Verein aufnehme, muß ich an Sie die erste Frage richten: Woher kommt der große Fettsack da auf Ihrer Krawatte?“ — („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Georg Hirschfelds neues dreiaktiges Schauspiel „Nebeneinander“ wird am 25. März im Münchener Residenz-Theater erstmalig in Scene gehen.

— Im Wiener Raimund-Theater fand das Drama „Dana Petrowitsch“ von Koda-Koda bei der Erstaufführung vielen Beifall.

— Ludwig Wöllner ist vom Beginn der kommenden Saison ab für das Neue Theater engagiert worden. Wöllner, der meist nur als Liederjänger bekannt ist, war früher jahrelang Schauspieler, u. a. auch in Meinungen; er wird auch jetzt seine Konzertthätigkeit nicht einschränken.

— „Das Lied vom Werden und Vergehen“, eine Komposition für Chor, Orchester und Orgel von W. de Haan, erzielte in Köln, wo es im zehnten Gürzenich-Konzert als Manuskript aufgeführt wurde, einen großen Erfolg.

— Zwei Gemälde Böcklins wurden dieser Tage in Berlin versteigert: „Die Nacht“ für 11 950 M., „Die Melancholie“ für 9900 M.

— An der Unterrichts-Anstalt des Kunstgewerbes Museums, Prinz Albrechtstraße 7, werden die Anmeldungen für das mit Anfang April beginnende Sommer-Semester vom 21. bis 31. d. M. entgegen genommen. Die Aufnahmeprüfungen finden vom 7. bis 13. April statt.

— Für die Wiener Moderne Gallerie sind ein „Mädchenkopf“ von Leibl (aus dem Nachlasse des verstorbenen Professors Kopf in Rom) und ein „Lenbach-Porträt“ von Böcklin, aus dem Jahre 1862, angekauft worden.